

Im Vorübergehn

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im Vorübergehn.

Skizzen von Paul Jlg, Berlin.

Wer wüßte nicht von merkwürdigen Begegnungen zu erzählen, die, so flüchtig sie sein mochten, doch ein tiefschürfendes memento bewirkten, nach Jahren noch der Vergessenheit zu trogen vermögen? Man hat vielleicht ein paar unbedeutende Worte mit einem Menschen gewechselt, den man vordem nicht kannte und nachher nicht wieder traf — doch diese blickartige Berührung genügte, um einen ahnungsvollen Blick in sein Wesen zu tun oder von Fangarmen eines dunklen Rätsels gepackt zu werden. „Himmel, was war denn das!“ horchen wir bestürzt in uns hinein. Umsonst, die Antwort liegt bei den Göttern; schnell fällt der Vorhang über dem fremden Schicksal, und uns bleibt nur eine fahle Erinnerung, unheimlich wie der dämonisch huschende schwarze Zeiger auf der Schüzenscheibe. Da beugt einer sich wissensdurstig über Bord, die unergründliche Flut zu durchdringen, und fährt erschrocken zurück vor einer schattenhaften Bewegung in der Tiefe. Nachher fällt ihm wohl ein: „Narr, nicht der Leviathan — ein harmloses Fischlein wars, und nur deine erhigte Phantasie machte ein Ungeheuer daraus!“ Und doch — armselige, kühl erwägende Vernunft: deine glühende Schwester weiß es besser!

Begegnungen dieser Art sind in meinem wechselvollen Wanderleben nicht selten gewesen. Von einigen will ich berichten.

I.

Der Patriarch.

Etliche Sommer vor dem großen Menschheitspogrom kam ich auf einer Studienfahrt durch das geschäftige Deutschland auch nach der prächtigen Quellenstadt Wiesbaden, wo ich jedoch keineswegs ein Zipperlein, sondern ganz einfach ein paar solide Reichstaler auf gute Art los werden wollte. Mein Aufenthalt war kurz bemessen; ich mußte mich tummeln, den Sehenswürdigkeiten gleichsam im Lauffschritt beikommen. Also vor allem das Gewimmel im Kursaal, am Kochbrunnen, den Spaziergang durch die herrlichen Anlagen, auf den Neroberg und

nicht zu vergessen die weltberühmte Obe-ron-Aufführung im Hoftheater. Kaiserstage — oder der Stoa im Ameisenhaufen! Alles lief aufgereggt durcheinander, um mindestens ein Auge voll der hohen Sendung zu erhaschen. So drängte ich mich auch etwas angekränkt von dieser Sensationsgier — an Hotelpalästen und Kaufläden vorbei durch die weltstädtische Wilhelmstraße, wo ich vor prunkvollen Auslagen wieder einmal feststellen konnte, wie unendlich viele Dinge es auf der Welt doch gibt, die ein vernünftiger Mensch zu seinem Glück nicht nötig hat. Gewiß eine gemeingefährliche Ueberzeugung in den Augen der habgierigen Händler und leichtsinnigen Damen, die sich ja gegenseitig anziehen wie Magnet und Eisen! In allen Sprachen entfaltete sich diese seelenschändende Wechselwirkung von Gewinnsucht und Eitelkeit. „Ein reiches Feld für einen santaklaristischen Bußprediger!“ dachte ich angesichts der im Wohlleben erschlafften Sippenschaft, die das Heil bekanntlich nicht von Oben, sondern umgekehrt: aus dem Bauch der Erde erhoffte.

Wo blieben nun aber die allerhöchsten Herrschaften? Getreu der tausendjährigen Erfahrung, daß dergleichen goldverbräunte Erhabenheiten auch ein republikanisches Gemüt verwirren können, hielt ich geduldig Ausschau nach dem kaiserlichen Wagen. Statt dessen bot sich mir unverhofft ein ganz anderes Schauspiel. Ich entdeckte eine kleine von Gassenbuben geleitete Karawane — ein dunkles Fragezeichen inmitten der festlichen Gesellschaft. Offenbar auch eine altadlige Familie, wenn auch keine von Gottesgnaden! Voran schritt breit, patriarchalisch das Oberhaupt, ein gebeugter Mann, im vertragenen schwarzen Rock, der ihm fast bis an die Knöchel reichte. Den breitkrämpigen steifen Hut hatte er leicht ins Genick gerückt, und kindlich anmutende Ringellocken baumelten an den Schläfen. Doch mehr noch als Kleidung und Aussehen zwang sein weit ausholender, schier stürmischer Schritt zum Nachdenken über seine Herkunft. Dann der ihm gemessen folgende Anhang: eine unscheinbare sanfte Frau, die sich

sichtlich bemühte, stets hinter dem Mann zu stehen (o diese Züge frommer Ergebenheit und Pflichterfüllung!) inmitten einer Schar halbwüchsiger Kinder, denen man desgleichen kaum eine freudige Erregung über das sich ihnen aufdrängende bunte Lebensbild anmerkte. Weit eher spiegelte sich, wenn sie wie auf verbotenen Pfaden Umschau hielten, Furcht und Scheu in ihren klaren, klugen Mienen; man fühlte, daß die Zuversicht, der Schutz des zielbewußt ausschreitenden Führers ihr einziger Halt war.

„Flüchtlinge des wilden Ostens!“ fuhr es mir schreckhaft durch den Sinn, und all die herumschwirrenden Gerüchte von den Greueln russischer Pogrome rüttelten die gleichmütige Seele auf. Zugleich jedoch kam mir eine bibelstarke Vorstellung: an irgendeinem gesegneten Tische war diese Familie versammelt gewesen, und der Alte hatte ihnen im Schein der Ampel aus dem Buch der Bücher vorgelesen, ihre Seelen unterwiesen in den unsterblichen Lehren der Väter.

Groß war indessen mein Erstaunen, als der würdige Mann mich plötzlich aufmerksam ins Auge faßte, seiner Sache scheinbar sicher vor mir Halt machte und nach einem wenig verbindlichen Berühren seines Hutrandes einige halblaute lauterwelsche Worte an mich richtete. Kein Zweifel, es war die Sprache des Ghettos, die ich leider nicht verstand, deren Eindringlichkeit ich jedoch spürte. Was wollte der düstere Hebräer von mir? Hielt er mich für einen begüterten Glaubensgenossen, dessen Beistand er anrufen wollte? Ernst, kummervoll suchte sein Blick mich zu ergründen, und ebenso fühlte ich, wie sechs weitere Augenpaare furchtsam an meinen Lippen hingen. Nicht so sehr der Umstand, daß wir gleich von einem Klüngel Neugieriger eingerahmt waren, als der zwischen Mißtrauen und Hoffnung schwankende Blick des Alten trieb mir die Röte der Verlegenheit ins Gesicht. Nur stammelnd konnte ich mein Rannitverstan vorbringen. Seine Enttäuschung war unverkennbar; dennoch schien er meinem Verhalten entnommen zu haben, daß wenigstens kein Abtrünniger, sondern nur ein wohlmeinender Goi (Christ) vor ihm stand. Ein flüchtiges Lächeln milderte eine Se-

kunde lang seine strengen Züge, und in holperigem Deutsch kam die sicherlich verstellte Frage: „Bitt Scheen, wo ist Warrschauer Hof?“ auf die ihm ein Einheimischer bereitwillig Auskunft gab.

Der Spott in den Mienen der Umstehenden war eine Weile völlig verschwunden. Erst als sich die Karawane — der Alte mit den baumelnden Locken voran, die andern in ehrfürchtigem Abstand — wieder in Bewegung setzte, sah ich aufs neue belustigte Gesichter. Wenig fehlte wohl, daß sie den Hohn laut hinausgejohlt hätten. Für mein Gefühl gab es da wahrlich nichts zu lachen. Wie verächtlich mußte dem vielleicht heimatlosen Fremdling diese Straße der Brunnsucht und Verschwendung, der gemeinen Leiden und Leidenschaften erscheinen! Was verschlug es denn, ob meine schwarze Mutmaßung auf Wahrheit beruhte — ob dieses Menschenhäuflein mehr als das bloße Leben aus Raub- und Mordlust der Barbaren geborgen hatte? Verfolgte, Geächtete waren es ohnehin, preisgegeben den Grimassen des Pöbels, der entwürdigenden Neugier der „Gebildeten“.

Ja, ein stummer, trauriger Vorwurf für uns alle, zog die bedrückte kleine Herde vorbei an den vielen fatten, ungefährdeten Brüdern und Schwestern, deren manche mißliebig zur Seite wichen, als wollten sie sich vor jeder Berührung schützen. Und doch konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß diese gehekten Seelen meines Mitleids gar nicht bedurften. Waren sie nicht wie Kettenglieder miteinander verbunden, erblühte ihnen aus Haß und Kränkung nicht umso schöner ein Garten der Liebe und Ehrfurcht, aus dem sie keine Macht der Welt vertreiben konnte? Unvergeßlich bleibt mir jener Widerstreit stumm duldbender Seelengröße im Wesen des Juden und der diesem Aufzug inmitten weltstädtischer Pracht rettungslos anhaftende Schimmer von Lächerlichkeit. Und als ich meines Weges weiterzog, hegte ich im Innern einen nicht geringen Stolz darüber, daß der Patriarch in mir einen vertrauenswürdigen Stammverwandten vermutet hatte.

Kurz nach dieser seltsamen Begegnung erlebte ich dann doch noch den großartigen Aufzug der von Hurrarufen umtosten,

lautbejubelten Majestäten. Welch eine Begeisterung! Vanitas, vanitatum, vanitas. Mehr beschämt als beglückt bog ich in eine Seitengasse.

II.

Ich suche einen Mann für meine Frau.

Frühling am Comersee. Lang, lang ist's her. Kaum wagten wir noch zu hoffen, daß es uns je wieder vergönnt sein werde, den lichtüberschütteten Weg von Bellagio zur Villa Serbelloni abzuwandeln und von der erhabenen felsigen Landzunge selige Aussicht zu halten. Geduld, hungerndes Herz! Die Erfüllung ist nah; bald werden die verschlossenen Pforten aufspringen, die Flaggen des Willkommens von den Altanen wehen. Geduld, sag ich. Sind doch Tausende von ehemals begeisterten Italiensfahrern dem Ziel ihrer Wünsche weiter, strenger als du entrückt, und manche schönheitsdurstige Abendseele mag in den trostlosen Weltrauerjahren verschmachtet sein vor Sehnsucht nach dem verwunschenen Mittagsland.

Als ich das lektmal dort unten war, vernahm ich ein nie zuvor gehörtes groteskes Wort, das mir als Titel für eine tolle Posse wie geschaffen schien, in Wahrheit aber eine herzbewegende Tragödie umschloß. Hoch über dem Lago di Lecco lag ich versteckt im Buchengrün, um das hinreißende Landschaftsbild in Versen wiederzuspiegeln. Verlorene Liebesmüh! Schauen, einatmen all die rauschende Schönheit, wunschlos untertauchen im Jungbrunnen der Iris — mehr mochte die köstliche Stunde nicht gewähren. Einen Bocksprung unter mir führte der schmale Weg über schwindligem Abgrund zur Hütte des Holzschnitzers, der dort oben, am herrlichsten Punkt der Gegend und unberührt vom Zauber der Natur, sein feines Handwerk trieb. Da wurde ich durch Schritte und Stimmen aus meinen Träumen geweckt; zwei Männer stiegen in ernstem Gespräch bergan und blieben zuweilen leidenschaftlich aufeinander eindringend stehen, ohne der prächtigen Umgebung die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Zählten sie etwa zu jener Sorte verrückter Geschäftemacher, die ihre Hamsterinstinkte selbst auf Erholungsreisen be-

tätigen und noch den schönsten Fleck Erde damit beschmutzen müssen? Fort mit solchen Tempelschändern! Aber weit gefehlt: In dem einen erkannte ich einen berühmten Bildhauer, bekannt — wenigstens in seiner Vaterstadt — nicht nur dank seiner Werke, sondern fast ebenso sehr durch seine Frau: eine herausfordernd schöne Blondine, die auf allen Schaulustwegen, in Gesellschaften, namentlich aber auf öffentlichen Bällen häufig zu sehen war und stets einen Kreis von geschmeidigen Verehrern um sich vereinigte. So oft ich dem merkwürdigen Paar bei solchen Anlässen schon begegnet war — immer hatte ich den Eindruck, daß der erheblich ältere Mann in dieser Gemeinschaft eine recht klägliche, unwürdige Rolle spiele. Meistens saß er in seiner Schwerfälligkeit allein am Tisch, leerte eine Flasche nach der andern oder stierte, an eine Säule gelehnt, in den Ballsaal, wo seine Liebste als heißbegehrte Tänzerin von einem Arm in den andern taumelte. Wenn ihm dann die geschniegelten Burschen sein bestes Eigentum wieder zuführten, nickte er ihnen noch ermunternd zu, als wollte er sagen: „Nehmt doch nur, genießt ihre Jugend, Schönheit und Lebenslust — dazu ist sie in Gottesnamen da!“ Wohl umging er dann mit zärtlichen, hellsehenden Blicken, wie sie nur einer Künstlerseele gegeben sind, die vollendeten Reize ihrer Gestalt, ihrer unerschütterlich heiteren Züge; sah man ihm jedoch schärfer in die Augen, so spürte man, daß Freude und Genugtuung darin seltene Gäste waren. Mit den schwer lastenden Wimpern — Zeugen seelischer Einsamkeit — stimmte die melancholische Beugung seines Kopfes überein zum untrüglichen Zeichen, wie schwer er am Leben trug, an der Liebe litt. Nur sie, die Königin seiner Schmerzen, schien es nicht zu fühlen; sie überschüttete ihn im Kommen und Gehen mit fröhlichen Einfällen, trank ihm ausgelassen zu und war offenbar von Herzensgrund überzeugt, daß er im Spiegel ihrer Befriedigung auch seine eigene finden müsse. Ob von Gottes- oder Teufelsgnaden — ihr ganzes Wesen atmete Unbekümmertheit, flüchtige Hingabe, Freude am Wechsel... sie tanzte zwar nach der Leier Dionysos, doch weitab von seinem berauschten

Gefolge, ohne je erschüttert zu sein, Genüge, Erlösung zu finden... die sanftselbige Melodie leichtster Lebenstrunkenheit.

Vorlaut, töricht urteilten jene, die glaubten, sie verdammen zu dürfen. Ihr mochten weder die Gipfel noch die Abgründe der Lust vertraut sein: sie schwebte nur entzückt, entzückend daran vorbei, spielte mit der Gefahr und narrete die gierigen Hände, die hoffend nach ihr haschten. Wer besäße die bestialische Roheit, mit Steinen nach einem radschlagenden Pfau zu werfen? Diesem Urbild selbstbewußter zwingender Schönheit glich die Frau des Künstlers; sie wollte strahlen, bewundert sein, ein Gefolge kniefälliger Ritter um sich sehen. Und vielleicht — wer weiß — wäre sie nicht übermäßig unglücklich gewesen, wenn deren einer ihr zuliebe in edler Verzweiflung ein bißchen Hand an sich gelegt hätte: die höchste Ovation für eine gefällsüchtige Seele... ein schauerlich funkelnder Rubin auf einem kaltschimmernden Busen. Schade, daran schien leider keiner zu denken; sie waren eben doch nicht poetisch genug... die blumenspendenden, biegsamen lockeren Kavaliere! Einer nach dem andern machte sich aus dem Staube, nachdem er während Wochen und Monaten umsonst versucht hatte, den Riegel ehelicher Treue zurückzustoßen. Und an Stelle der Abgegangenen, die ihre Enttäuschung gern in üble Nachrede kleideten, traten andere ... Kurz, es war eine unaufhörlich klappernde Mühle, wenn gleich darin weiter nichts gemahlen wurde als ein wenig Mohnsamen weiblicher Eitelkeit, ein paar armselige Körnchen betäubenden Leichtsinns. Traurig war daran eigentlich nur, daß fast niemand an die Harmlosigkeit dieses Spiels glaubte, die guten Häuser vor dem ungleichen Paar allmählich die Tore schlossen und der duldsame Mann den Fluch eines schlechten Rufes bald an Leib und Seele fühlen mußte. So geschah es, daß gerade er, der die schöne Frau verstand, betreute und selbstvergessen liebte, ohne aus dieser Liebe ein rauschendes Feuerwerk machen zu können, jenem Abgrund, aus dem es keine Rückkehr gibt, hilflos strauchelnd zuzutreiben schien.

Dieser Mann also kam aufgereggt, blind für das großartige Naturschauspiel

des Weges, und aus seinem Munde vernahm ich das lustigste, traurigste Wort: „Ich suche einen Mann für meine Frau!“ Mit grimmigem Eifer betonte er den völligen Ernst dieser salzigen These. „Was ist denn daran so furchtbar komisch?“ rief er, empört über das schallende Gelächter seines Begleiters. „Etwas Menschenwürdigeres kann ich in meiner Lage gar nicht ersinnen. Denke doch einmal darüber nach. Das eben ist ja ihr Unglück: sie hängt an mir und spürt den warmen Ofen in dem wackligen Gehäuse; aus eigener Kraft kann sie von mir langweiligem Kracher nicht loskommen. Das Ende vom Liede wird folglich sein, daß sie in dem ewigen Ringelreihn doch einmal die Besinnung verliert, und dann — verstehst du, dann allerdings, kann ich für nichts mehr bürgen.“

Ohne Scheu, den verborgenen Lauscher nicht ahnend, entwickelte er dem Freunde den phantastischen Plan. Er wollte unter den würdigsten Verehrern seiner Frau Musterung halten und den, der die „beste Partie“ verhieß, allen Ernstes zu bewegen suchen, sie zu heiraten. Einmal bog er sich im Reden forschend über das Geländer und blickte stoßend über die steilabfallenden Felsen in die blaue Flut, wie um anzudeuten, daß schlimmstenfalls auch noch eine andere Lösung möglich wäre ...

Der andere schien jedoch in alledem nur einen haarsträubenden Schwachsinn zu erblicken. „Den Narren, der dir die Zierpuppe abnimmt und sie nicht nach drei Wochen schauernd wieder bringt, möcht ich sehen!“ hörte ich ihn grausam spotten. Dann packte er den Freund aufrüttelnd an den Schultern: „Entweder zähm dir den Racker, häng ihr die Rüchenschürze um, oder — wenn sie nicht bei der Stange bleibt — gib ihr in Teufelsnamen den Laufpaß!“ welchen Rat er mit einer deutlichen Fußbewegung begleitete. — Da also war so einer, der leichter Hand den Stein gegen den radschlagenden Pfau schleudern mochte. Der nichts begriff von dem göttlichen Wort: „Sehet die Lilien auf dem Felde an: sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater nähret sie doch.“

Die beiden Wanderer waren meinem Hörbereich längst entschwunden; ich aber

lag noch wie angewachsen auf dem Waldboden und dachte über das mir entschleierte Schicksal nach. Im Geiste sah ich den unermüdlischen Schöpfer in seinen vier Wänden walten, formen und grübeln, den Blick inbrünstig nach innen gerichtet, ganz im Bann seiner Visionen — mit mönchischer Strenge und ehernem Fleiß Hammer und Meißel führend. So lieb er den Eingebungen seiner suchenden Seele harte klare Gestalt, schuf er verzüchte Adoranten, hymnisch bewegte Tänzerinnen. Allein er selbst wurde schwer und müde von diesem grimmigen Schaffen, und wenn dann das wirkliche Leben im Tanzschritt auf ihn zurauschte, leuchtete sein wissendes Auge wohl sehnsüchtig auf; doch seine Füße waren zu plump für den zarten Reigen. Darum entschwebte ihm das schöne, leichtbeschwingte, blutwarme Gebilde und floh hinaus, den Gleichtakt seiner Schritte und Pulse zu suchen.

Armer Priester der Schönheit!

Noch oft bin ich ihm seither begegnet; doch seine reizende Gefährtin sah ich nicht wieder. Es hieß, sie sei mit einem reichen Brasilianer übers große Wasser gefahren. Der Verlassene hingegen — wie um die Erinnerung an die ferne Geliebte nicht zu verlieren — besuchte noch immer die öffentlichen Bälle, sah den elastischen Tänzern zu und suchte den goldigen Trost im Römer: „Nun sei du Wein meine Heimat!“ Hatte er vielleicht den argen Rat des Freundes zu befolgen versucht — hatte er die eigene edelmütige Absicht ausgeführt, oder war die Holde jeglichem Bemühen leichtfertig zuvorgekommen? Gleichviel! Das Leben ist kein Rechenexempel. Dem einen schenkt es den Rosenkranz, dem andern die Dornenkrone. Es lebe das Leben! — Und nur auf meine Laune kommt es an, ob ich eine Tragödie oder eine Posse dichte auf das Lustigste, traurigste Wort, das ich jemals vernahm: „Ich suche einen Mann für meine Frau!“

(Schluß folgt).

Strindberg in der Schweiz.

Von Emil Schering, Berlin-Grunewald.

An einem Januarmorgen des Jahres 1884 tritt eine hohe, schlanke Gestalt ans nördliche Ufer des Genfersees, bei Dugny, unterhalb Lausanne, atmet tief auf und schaut hinüber zu den schneebedeckten Bergen des südlichen Ufers:

— Sind das Wolken? Hat sich der Himmel aufgetan?

— Das ist die Heimat! Hier fühle ich mich zu Hause!

Der 35jährige Strindberg ist's, der aus den bedrückenden Verhältnissen Schwedens, seines Geburtslandes, über die Weltstadt Paris nach der Schweiz geflohen war, um dort an Leib und Seele zu gesunden.

In der Schweiz fand er — es ist nicht zuviel gesagt — seine geistige Heimat!

Die Natur überwältigte ihn! Diese schneebedeckten Berge, vor allem die wunderbare Schneewelle der Dent du Midi, schienen ihm den Himmel mit der Erde zu verbinden. Die Menschen stiegen in die Höhenluft hinauf, um den Staub des Irdischen abzulegen, um freier

zu atmen, reiner zu fühlen, klarer zu denken.

Dieser erhabenen Natur gesellte sich die einzigartige politische Stellung, welche die Schweiz in Europa einnimmt: Deutsche, Franzosen, Italiener wohnen hier in einem Lande zusammen, als ein Volk, als ein Staat! Wenn irgendwo, so spürte der Gottsucher Strindberg hier die Hand der Vorsehung! Die drei feindlichen Nationen zu einem Staat vereinigt — wenn das die Völker nicht verstehen, dann ist ihnen nicht zu helfen!

— Geh hin und zeig es ihnen, rief seine innere Stimme, sein Daimonion, dem Dichter zu. Und er schrieb die erste seiner „Schweizer Novellen“, die Friedensnovelle, die er nicht anders nennen konnte als „Die Utopie in der Wirklichkeit“.

Der Hymnus auf den Genfersee, an dem alle verwundeten Geister Heilung suchten, von Rousseau bis auf Strindberg, ist hinreißend! Die Schweiz, in der Deutsche, Franzosen, Italiener ein Volk bilden — man kann es nicht oft genug